

HANSER



Norbert Gstrein

Die ganze Wahrheit

Roman

ISBN: 978-3-446-23549-6

Weitere Informationen oder Bestellungen unter

<http://www.hanser-literaturverlage.de/978-3-446-23549-6>

sowie im Buchhandel.

I.

Man hat mir abgeraten, darüber zu schreiben, und natürlich kenne ich Dagmar lange genug, um zu wissen, was mich erwartet, wenn nur etwas von dem, was ich über sie in die Welt setze, anfechtbar ist. Ich habe oft genug erlebt, mit welchen Lappalien sie ihren Anwalt betraut hat, den beflissenen Dr. Mrak, um Leute, die sie für ihre Feinde hielt, mundtot zu machen, und gebe mich nicht den geringsten Illusionen hin. Meine Darstellung, da bin ich sicher, wird noch am Tag der Veröffentlichung auf seinem Schreibtisch landen und auf Punkt und Komma überprüft werden, ob sich darin etwas Justitiables findet. Da würde es auch wenig helfen, die Tatsachen zu verdrehen, welche Mühe auch immer ich mir geben mochte, die Spuren zu verwischen, ob den Ort des Geschehens von Wien nach Berlin zu verlegen, ob Dagmar anders zu nennen, ob ihr eine andere Herkunft zuzuschreiben und sie statt aus Kärnten vielleicht aus einem Dorf an der Ostsee stammen zu lassen, ganz vom anderen Rand des Sprachraums, um nicht überhaupt so weit zu gehen, aus der Frau, die sie immerhin ist, einen Mann zu machen.

Am Ende sind das Kindereien, und ich würde mir den Vorwurf einer plumpen Täuschung einhandeln, würde mir anhören müssen, ich spräche von einer Kindheit am Meer, spräche von den Nachmittagen am Strand, der Weite und dem Licht des Nordens, und meinte in Wirklichkeit die Beengtheit der Berge, meinte ein abgeschiedenes Karawankental und die schneereichen Winter in

den fünfziger Jahren, von denen Dagmar endlos schwärmen konnte. Es wäre eine schwere Entscheidung, ob ich die Lehrerfamilie beibehalten würde, in der sie aufgewachsen ist, ob den strengen Vater, oder ob ich aus ihm einen kinderliebenden, freundlichen Mann machen würde, aus der früh verstorbenen Mutter eine langlebige Dame, die sie immer noch regelmäßig im Altersheim besucht. Ich könnte aus der Schulausreißerin, die mit sechzehn auf eigene Faust nach Klagenfurt ging und sich dort jahrelang als Kellnerin und Aushilfe in allen möglichen Restaurants durchschlug, bevor ihr ein Stammgast eine Buchhändlerlehre ermöglichte und die Liebe zum Lesen in ihr weckte, eine Internatsschülerin machen, ein Mädchen, das sich in der katholischen Jugend engagierte und dann brav Germanistik studierte, könnte von ersten Schreibversuchen sprechen oder auch nicht, es lief auf ein und dasselbe hinaus. Denn sobald ich ihren späteren Mann auch nur erwähnte, wäre zumindest für die Leser der Klatschspalten »zwischen Bodensee und Neusiedler See«, wie das österreichische »from coast to coast« heißt, alles klar, gäbe es für sie keinen Zweifel, die Rede war von Heinrich Glück, dem Verleger, den das immer ein wenig zum Windigen neigende Wiener Feuilleton weniger ehrerbietig als verächtlich mit den Größten seiner Zunft verglichen hat, und ich könnte mir alle weiteren Ausschmückungen sparen. Dagmar hat selbst wieder und wieder erzählt, wie sie ihn kennengelernt hat, und die Anekdote gehört zu der Folklore, die sie aus ihrem Leben macht, ist für die Freunde des Hauses Gemeingut, eine richtige Schnurre, wie er sie bei der Präsentation eines Buches aus seinem Verlag angesprochen hat, auf einem Wörther-See-Schiff, und sie trotz des Altersunterschieds sofort dem Charme dieses Kavaliers der alten Schule verfallen ist.

Die ganze Beziehung von Anfang bis Ende hatte dann auch

etwas Schmierenkömödiantisches, das in dieser Form vielleicht tatsächlich nur in Wien möglich ist, die sozusagen auf einer Bühne geführte Ehe eines Verlegers schöner und nicht ganz so schöner Literatur, wie er selbst gern gesagt hat, der nicht mit seinen Büchern, sondern durch seine erste Heirat mit einer geborenen Thurn-Milesi zu einem Millionenvermögen gekommen war und sich jetzt von seinem »Kärntner Dirndl« den Lebensabend versüßen ließ. So konnte man es, o du, mein Österreich, allen Ernstes lesen, und so wurden die beiden auch in der Öffentlichkeit gesehen, der trotz aller Feingeisterei linkisch gebliebene alte Herr und die immer mehr ihren Hang zum Mondänen entdeckende Madame, die nebenbei auch noch als Schriftstellerin dilettierte und bald in seinem Verlag ihr Debüt gab. Die beiden gehörten schnell zu den Adabeis einer ebenso feinen wie halbseidenen Gesellschaft, und in ihrer besten Zeit verging kaum eine Woche, in der sich nicht etwas über sie in den bunten Blättern fand, ob einer der spektakulären Abwerbeversuche, mit denen Heinrich Glück von sich reden machte, einer seiner grandiosen geschäftlichen Misserfolge, die er mit einem Achselzucken und dem Lächeln des ewigen Kindes wegsteckte, oder ihre gemeinsamen Auftritte bei einer Theaterpremiere, beim Hahnenkammrennen in Kitzbühel oder bei einem Empfang in ihrer Hietzinger Villa. Er glich dabei immer mehr einem Seebären, als wären seine buschigen Koteletten und Augenbrauen, seine Schiebermützen und Zweireiher ein Zugeständnis an einen Vorfahren in der Donau-Dampfschiffahrts-Gesellschaft, während sie eine Zeitlang immer jünger zu werden schien, immer blonder, wenn sie ihr Haar nicht gerade in diesem seelenvollen Rot der Selbsterfahrung färbte, und für die Fotografen auch dann noch ein beliebtes Objekt war oder wenigstens in Abendgarderobe oder in ihrem weißen Pelzmantel

und den Biberfellstiefeln im Schnee weiterposierte, als ihr Gesicht über Nacht ins frühe Alter umkippte und sie plötzlich etwas Vergrämtes ausstrahlte.

Es gab schon lange Gerüchte, aber das ist natürlich geschenkt, alter Mann mit Geld und jüngere Frau. Die Leute zerreißen sich das Maul, und die Spannbreite der üblen Nachrede ist wohl immer die gleiche, alles, was sich gegen ein solches Glück auffahren lässt, wird aufgefahren, damit der Neid seine Genugtuung hat. Selbst die Stimmen, Dagmar könnte ihren Mann vergiftet haben, die unmittelbar nach seinem Tod aufkamen, gehören wohl nur zu den Klischees einer derartigen Konstellation und werden nicht besser, wenn man sie mit mehr oder weniger berühmten Beispielen aus den Kriminalarchiven garniert. Ich sage lieber gleich, dass ich nichts davon halte, nicht aus Angst vor dem ehrenwerten Dr. Mrak und seiner Paragrafenreiterei, sondern weil die Sache komplizierter ist und man mit dem Schielen auf eine billige Sensation nur den Blick auf das Wesentliche verstellt. Zudem hieße es Dagmar unterschätzen, und die Verschwörungstheoretiker, die partout eine Hexe in ihr sehen wollen, wissen nicht, wovon sie sprechen, die Damen und Herren, die schon früh Voodoo-Geschichten über sie verbreiteten, undurchdachte Aufgeregtheiten, in denen von einem Medium die Rede war, das sie beschäftigt habe, von einer Spiritistin und Schwarzkünstlerin oder gar einer haitianischen Magierin, die in ihrem Auftrag mit einer Strohpuppe und Stecknadeln hantiert haben soll, und was nicht sonst noch alles.

Daran ist Heinrich Glück nicht gestorben, und wenn die Behauptung, sie sei an seinem Tod nicht unschuldig gewesen, überhaupt eine Bedeutung hat, dann im übertragenen Sinn. Das aber ist ein weites Feld, die beste Voraussetzung dafür, dass Dr. Mrak seinen Bleistift spitzt und sich Notizen macht, und wenn ich

mich trotzdem darauf einlasse, muss ich mich fragen, wo anfangen und wo enden, und sehe wieder die Trauergesellschaft auf dem Hietzinger Friedhof vor mir, die sich eingefunden hatte, um den Verstorbenen zu verabschieden, und Dagmar diese feindselige, versteinerte Haltung entgegenbrachte. Es war ein eiskalter Tag im Dezember gewesen, vor mittlerweile mehr als fünf Jahren, leichtes Schneetreiben, und obwohl es im engsten Familienkreis hätte sein sollen, hatte sich am Ende doch eine Schar um das offene Grab versammelt und beobachtete sie auf Schritt und Tritt. Der Grund war, dass ich herumtelefoniert hatte, damit wenigstens seine paar verbliebenen Freunde Bescheid wussten, aber ich habe auch Dagmar in Verdacht, dass sie die von ihr selbst ausgegebene Geheimhaltung unterlaufen hat und für die Kamera verantwortlich war, die ein paar Gräber weiter stand und den Schmerz der Hinterbliebenen für die wöchentliche Klatschsendung im Fernsehen dokumentierte.

Über das Grelle ihres Auftritts ist viel gesagt worden, und ich will nicht beurteilen, ob zu Recht oder zu Unrecht, aber ich erinnere mich noch genau an die vier Mitglieder der von Heinrich Glück gegründeten »Loge«, die den Sarg umstanden, als müssten sie ihn vor ihr beschützen. Sie waren die letzten Überlebenden seines längst nur mehr nominellen »Zirkels zur Förderung der österreichischen Kunst und Kultur und zur Hebung ihres Ansehens im Ausland« und standen wie ein Aufgebot von Knappen da, die ihren Ritter verloren hatten, fast achtzigjährige Herren, schon sehr wacklig auf den Beinen, während sie Dagmar anstarrten, die selbst am Arm eines älteren Mannes gekommen war, ihres Onkels Erich aus Villach. Sie hatte ihren Schleier gelüftet, und ich kann nur mutmaßen, was sie in dem wachsbleich geschminkten Gesicht sahen, welchen Schrecken es für sie verbreitete. Mit seinem toten-

ähnlichen Ausdruck erinnerte es mich an eine dieser gespenstischen Diven aus der Stummfilmzeit, und ich konnte zumindest nachempfinden, dass sie danach ihre Zurückhaltung vergaßen und von einer furchterregenden Maske sprachen.

Es war auch einer von ihnen gewesen, Professor Andermaier, ein Karl-Kraus-Spezialist und nach wie vor hoch angesehener Emeritus der hiesigen Universität, der noch auf dem Friedhof deutlicher wurde. Dass er sich an mich wandte, mochte Zufall sein, oder er hatte es getan, weil er sich erinnerte, wie Heinrich Glück mich der Runde nicht nur einmal als seinen zukünftigen Nachlassverwalter und Biographen vorgestellt hatte, wenn er mit den vieren länger im Imperial zusammengesessen war und mich bat, ihn abzuholen. Wie es seine Art war, hatte er es immer spöttisch gesagt, weil ihm jeder Gedanke an die eigene Bedeutung oder gar an die Nachwelt sofort peinlich war, und ich versuchte jetzt, im Gesicht des mir gegenüberstehenden Mannes etwas von dieser Ironie wiederzuentdecken. Er hatte mir auf die Schulter getippt und, kaum dass ich mich zu ihm umgewandt hatte, angefangen zu sprechen, aber statt einer Erinnerung daran sah ich die gleiche absurde Mischung aus Hingabe und Auflehnung, die ich auch an den drei anderen zu sehen geglaubt hatte, solange sie um den Sarg gestanden waren.

Deshalb hatte ich es zuerst nur für eine Redensart gehalten, als er mit seiner Ungeheuerlichkeit herausrückte, vielleicht ein bisschen unelegant an diesem Ort und zu dieser Zeit, aber nicht weiter außergewöhnlich, bis sich der Satz in mir festfraß.

»Sie hat ihn umgebracht.«

Wir standen ein wenig abseits, und er sprach leise, aber während ich noch überlegte, wie ich reagieren sollte, lachte er schon. Es war das kalt meckernde, fast lachsackhafte Lachen eines Grei-

ses, das er allem Anschein nach beliebig an- und wieder abstellen konnte. Dabei richtete er seinen Blick auf die anderen drei, die ihm sofort zuzunicken schienen, und ein weiterer Kommentar erübrigte sich. Denn nur der Ministerialrat Walther stand allein da, Witwer seit einem Vierteljahrhundert, mit seinen ebenso nachlässig wie verzweifelt von einem Ohr zum anderen gekämmten Haarsträhnen, während die beiden Trattinger-Brüder lodenbemäntelt, der eine mit einem angeberhaft breitkrepfigen Hut, der andere mit Baskenmütze, am Arm ihrer zweiten oder vielleicht auch schon dritten Frauen hingen.

»Sehen Sie sich die zwei Herren bitte an«, sagte der Professor, und es war klar, dass er den Ministerialrat Walther als unerheblich ausgeklammert hatte. »Sie sind beide jünger als ich.«

Er sagte nicht, dass sie dem Tod trotzdem näher standen, aber ich war sicher, dass er das meinte, und als danach von neuem sein Lachen einsetzte, gab es keinen Zweifel, er lachte auch wegen der Frauen an ihrer Seite. Die eine war eine blondierte Fünfzigjährige, mit dem hochgefönten Haar ihrer Jugend, die andere ein wenig älterlich, aber gleichzeitig fast noch mädchenhaft mit ihren asiatischen Gesichtszügen, und ich erinnerte mich wieder, wie Heinrich Glück immer gesagt hatte, Alfons Trattinger, der jüngere der beiden Brüder, habe seine Frau aus der Zeitung, Franz, der ältere, habe sie direkt von der Stange aus einer Nachbarin geholt, was aus seinem Mund so klang, als wäre es ein und dasselbe. Er hatte sich gern lustig darüber gemacht, wenn sich wieder einmal einer seiner Jahrgangskollegen von einem jungen oder nicht mehr ganz so jungen Ding vor den Traualtar führen ließ, hatte ihn einen alten Esel genannt und sich auch dann noch mit den Sprüchen eines Haudegens aus der Affäre zu ziehen versucht, als er selbst längst schon Dagmar verfallen war und das Aufgebot bestellt hatte.

»Das sind Kindereien, die man irgendwann hinter sich lassen sollte«, hatte er in meiner Gegenwart nicht nur einmal gesagt. »Man kann doch warten, bis sich das erste Feuer gelegt hat, und so lange alles mit ein paar Klunkern und einer kleinen Apanage regeln.«

Es war ein rüder Umgangston gewesen, den auch die anderen bei ihren Treffen anschlugen, ausgenommen der Ministerialrat Walther, der immer schweigsamer wurde, je mehr das Gespräch zum Zotigen neigte, und es hatte schon eine besondere Ironie, die Trattinger-Brüder von ihren Gattinnen auf den Friedhof geführt zu sehen, während Professor Andermaier, ein überzeugter Junggeselle, sich in seiner Häme erging. Von den Sprüchen, mit denen sie sich bei ihren Runden im Imperial manchmal gegenseitig zu übertrumpfen versucht hatten, war nichts mehr übrig, den Derbheiten, die besser zu Pferdeknechten aus einer anderen Zeit gepasst hätten, viel jüngeren Burschen gewiss auch, als zu den kultivierten Herren, als die sie sich sonst gaben, und ihre Fügsamkeit erschütterte mich. Kleinlaut, wie sie jetzt waren, erinnerte nichts daran, wie sie sich immer mit besonderen Grüßen an die Gnädige von Heinrich Glück verabschiedet hatten und was für eine Bosheit darin gelegen war, und ich dachte wieder einmal, dass sich das Alter, wie es in Romanen dargestellt wird, gegen die Realität als Kinderspiel ausnimmt.

Das war die Geschichte, wie ich sie seither vielen Leuten erzählt habe, und es ging allen gleich, sie warteten auf eine Fortsetzung, die es nicht gab, wenn ich sagte, dass ich eine Weile nur dastand und mich dann von Professor Andermaier entfernte, ohne etwas auf seine Anschuldigung zu erwidern.

»Hast du ihn nicht gefragt, wie er das meint?«

Ich schüttelte wortlos den Kopf.

»Er sagt, sie hat ihn umgebracht, und du schweigst?«

Tatsächlich kommt es mir selbst unglaublich vor, dass ich nichts gesagt habe, aber statt mir Rechenschaft darüber abzulegen, wich ich immer mit der gleichen Ausflucht aus.

»Auf Friedhöfen wird viel geredet«, sagte ich und zog es so ins Ungefähre. »Da muss man nicht jedes Wort gleich auf die Goldwaage legen.«

Dennoch war das Thema damit angeschlagen, und wenn ich diese paar Seiten jetzt lese, die ich hingeschrieben habe, um einen Anfang zu machen, sehe ich selbst die aufdringliche Motivführung und kann für mich nur in Anspruch nehmen, dass es so war und dass ich keine literarischen Ambitionen habe, sondern den Wunsch, mich nach bestem Wissen an die Tatsachen zu halten, wenn der Einwand kommt, ich hätte zu dick aufgetragen.

»Müssen beide Trattinger-Brüder jüngere Frauen haben?«

Das war eine der immer gleichen Fragen, die ich immer gleich beantwortete, und wahrscheinlich kann mir nicht einmal Dr. Mrak einen Strick daraus drehen, wenn es stimmt.

»Sie müssen nicht, aber sie haben sie gehabt.«

In diesem Stil ging es in der Regel weiter.

»Müssen sie dann auch noch Lodenmäntel tragen?«

Ich gab mir nicht viel Mühe, mich zu verteidigen, und sagte nur, dass auch das keine Erfindung von mir war und dass ich damit nicht etwa versuchte, die Geschichte in eine andere Zeit oder in ein anderes Milieu zu verlegen.

»Man braucht sich nur am Samstagnachmittag oder sonntags in der Wiener Innenstadt umzusehen und wird dort ohne Zweifel auf Leute stoßen, die aussehen wie Jäger, die von einer Treibjagd kommen«, verlor ich mich jedesmal in der gleichen Erklärung. »Dass sie sich auf Nachfrage als Universitätsprofessoren heraus-

stellen, die nicht die geringste Ahnung davon haben, wie man ein Gewehr bedient, darf einen nicht irritieren.«

»Und die Schweinereien der alten Herren?«

»Was soll damit gemeint sein?«

»Ihre drastische Art, über Frauen zu sprechen.«

Es waren natürlich alles Honoratioren, und wenn ich da schon Abstriche machen müsste, könnte ich gar nichts erzählen, könnte nicht sagen, wie kalt Dagmars Finger waren, als ich mich zu ihr stellte und sie mir die Hand in den Ärmel schob und ich augenblicklich daran dachte, wie man ihren Berührungen ausgeliefert war, wenn sie etwas von einem wollte. Sie hatte den Schleier wieder heruntergelassen, aber selbst durch das Spitzengewirk glaubte ich ihren Blick zu spüren, und obwohl ich das Wort bei einem Autor in all meinen Jahren als Lektor gestrichen hätte, schreibe ich es jetzt doch hin. Denn der Blick war eisig, und ich hätte mich nicht gewundert, wenn sie alles mitgehört hätte, obwohl es ganz und gar unmöglich war, so weit weg stand sie. Halblaut betete sie vor sich hin, und wenn es nur um die Plausibilität oder Wahrscheinlichkeit einer guten Geschichte ginge, würde ich verschweigen, dass es die paar Brocken Hebräisch waren, die sie sich selber beigebracht hat, würde dieses Detail übergehen, das auf den ersten Blick fehl am Platz scheint, an diesem unwirklich anmutenden Nachmittag jedoch Wirklichkeit war.

Das Schneetreiben war dichter geworden, und ich weiß noch, wie ich dastand und hoffte, sie möge sich zurückhalten und sich nicht in eine ihrer Trancevorstellungen hineinsteigern. Sie hatte in den Wochen der Bettlägerigkeit ihres Mannes aus dem geringsten Anlass in dieses kehlige Krächzen verfallen können, zu dem sie auch jetzt wieder Anlauf zu nehmen schien und das die um sie Stehenden immer in eine betretene Sprachlosigkeit gestürzt hatte.

Das wollte ich verhindern, und weil mir nichts Besseres einfiel, trat ich einen Schritt vor und begann, das Vaterunser zu beten, bevor sie lauter werden konnte. Ein paar Augenblicke lang war nur meine Stimme zu hören, aber dann fielen die ersten ein, und ihr Murmeln verdichtete sich in meinem Rücken zu einem Chor, von dem ich mich getragen fühlte wie in meinen glorreichsten Zeiten als Ministrant.